

k.

Leseprobe aus:

**Felicitas Mayall**

# **Nachtgefieder**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

OBWOHL ES LÄNGST dunkel war, trippelten noch immer Tauben zwischen den Buden des Weihnachtsmarkts herum, der bis in die Fußgängerzone Richtung Karlsplatz hineinwucherte. Donatella Cipriani verabscheute diese Vögel, überall schienen sie zu sein, bevölkerten auch römische und Mailänder Winter- und Sommernächte, die Plätze von London, Paris, verpesteten den Markusplatz von Venedig und den Campo von Siena. Die Tauben passten sich den Menschen an, verloren ihre natürlichen Instinkte. Sie machten die Nacht zum Tag, schliefen dafür am Morgen länger, litten vermutlich unter Schlafmangel und wurden anfällig für Infektionskrankheiten – wie die Menschen. Sie vögeln sogar nachts, im Schein von Neonlampen. Auch das hatte Donatella Cipriani beobachtet, und es war ihr wie eine Perversion erschienen, ähnlich dem Nachtleben vieler Menschen. Wie ihr eigenes.

Sie ging sehr langsam, blieb immer wieder vor den großen Auslagen der Geschäfte stehen, die erst vor einer halben Stunde die Türen geschlossen hatten. Trotzdem waren kaum noch Menschen unterwegs, als hätte jemand sie weggezauert. Nur die Tauben waren noch da. Mit aller Kraft konzentrierte sich Donatella Cipriani auf die Waren in den Schaufenstern, sah trotzdem durch sie hindurch auf etwas anderes, das hinter all diesen Lichtern und Weihnachtsdekorationen lag. Obwohl Nacht war, trug sie eine leicht getönte große

Sonnenbrille. Ein breiter Seidenschal bedeckte ihr Haar, verhüllte auch ihren Mund.

Sie war sich nicht sicher, ob ihr Entschluss richtig war, und sie hatte Angst. Zweimal ging sie an der Abzweigung zum Polizeipräsidium vorbei. Beim ersten Mal lief sie weiter bis zum Karlstor, kehrte verwirrt um, studierte ein Filmplakat und wusste schon ein paar Minuten später nicht mehr, welchen Film es dargestellt hatte.

Unruhig kehrte sie zum Marienplatz zurück, fühlte sich vom Geklapper ihrer eigenen Absätze verfolgt und bemerkte, dass immer mehr Tauben wie Lappen von den Dächern fielen, dunkle, gurrende Tauben, denen die milden Winter und künstlich erhellten Nächte ein ewiger Frühling waren. Ohne nachzudenken, trat sie nach einem dickkehligen, buckelnden Täuberich, verfehlte ihn knapp. Er flatterte ein paar Meter, trippelte dann balzend weiter, als wäre nichts geschehen.

Sie rannte hinter ihm her, jagte ihn erneut hoch, blieb keuchend stehen und sah ihm nach, wie er sich auf einen Sims der Michaelskirche flüchtete und von dort auf sie herabstarrte. Der Sims war zu schmal für ihn, deshalb klebte er regelrecht an der Wand. Panisch, mit abgeknicktem Flügel, ab und zu flatternd das Gleichgewicht haltend. Seine Augen schienen rot zu glühen, doch das war vermutlich nur der Widerschein einer Leuchtreklame.

Ihr war heiß, und sie hätte gern einen Stein nach ihm geworfen, doch mitten in der Fußgängerzone gab es keine Steine.

«Was ham S' denn gegen die arme Taub'n?», fragte ein Mann, der Donatella bei ihrer Attacke zugesehen hatte. Sie verstand ihn nicht, beachtete ihn nicht, ging schnell weiter. Es war dumm von ihr gewesen, nach der Taube zu treten und ihr nachzulaufen. Sie durfte nicht auffallen.

An der Abzweigung zur Ettstraße blieb sie stehen. Der Mann war ihr nicht gefolgt, doch er schaute ihr nach. Hell erleuchtet lag der Hof des Polizeipräsidiums vor ihr, die Gitterstäbe des hohen Zauns zeichneten sich scharf ab. Noch immer blickte der Mann in ihre Richtung. Deshalb lief sie weiter, näherte sich langsam dem Tor und den beiden jungen Polizisten, die dort Wache hielten. Das Tor war verschlossen. Donatella Cipriani ging bis zum Ende des riesigen Gebäudes und kehrte wieder um.

Vielleicht war sie gerade dabei, die größte Dummheit ihres Lebens zu machen. Vielleicht wäre es besser, in den nächsten Zug zu steigen und nach Mailand zu fahren. Oder nach Amsterdam oder Paris oder Hamburg. Aber es konnte auch sein, dass es günstiger war, um Einlass in dieses ein wenig furchterregende Gebäude zu bitten und zu tun, was sie sich vorgenommen hatte.

Niemand wusste von ihrem Plan, auch ihre Rechtsanwältin in Mailand nicht. In ihrer Heimat durfte keiner etwas erfahren, und dort würde sie auch niemals zur Polizei gehen. Aber hier in München könnte ihr Plan funktionieren. Sie musste nur all ihre Autorität und Überzeugungskraft einsetzen. Nichts durfte an die Öffentlichkeit dringen. Aber das läge im Interesse der Ermittler selbst. Wirklich? Machte sie sich auch nichts vor?

Donatella Cipriani legte zwei Finger seitlich an den Hals und spürte das heftige Pochen ihres Blutes. Sie musste ruhig bleiben. Ruhig und überlegen.

Sie brauchte einen Übersetzer – aber das war ein Mensch zu viel, einer, der versucht sein könnte, sich einen Batzen Geld zu verdienen. Ihr Deutsch war nicht gut, reichte gerade, um Kaffee zu bestellen. Sie müsste es mit Englisch versuchen, doch lieber wäre es ihr, diese heikle Angelegenheit

in ihrer Muttersprache Italienisch zu erklären. Jedes einzelne Wort zählte. Nichts durfte schiefgehen.

Sie hoffte, einen Mann als Gegenüber zu bekommen; Männer wusste sie ganz gut zu lenken. Obwohl sie sich dessen inzwischen auch nicht mehr sicher war. Trotzdem könnte sie vielleicht eher auf die Solidarität einer Frau bauen. In ihrem speziellen Fall.

Sie fühlte sich zittrig. Das Risiko war so hoch. Ihre gesamte Existenz stand auf dem Spiel. Niemals würde Ricardo ihr einen Skandal verzeihen. Männer konnten sich in Italien bestimmte Skandale leisten – jedenfalls, wenn diese bewiesen, dass sie echte Männer waren. Es gehörte quasi zum guten Ton. Frauen konnten das nicht. Ganz besonders nicht als Ehefrauen von Männern, die in der Öffentlichkeit standen.

Plötzlich erschien Donatella Cipriani der eigene Plan völlig dilettantisch, geradezu lächerlich. Er konnte gar nicht funktionieren. Sie hatte sich nur selbst beruhigt mit diesem Plan. Es gab keinen Ausweg. Sie würde mit Ricardo reden müssen, und er würde sich blitzschnell von ihr trennen. Seine Fähigkeit, Abstand von gefährlichen Situationen zu halten, war berühmt. Er würde sie genauso fallenlassen, wie er andere hatte fallenlassen. Sie konnte sogar den Ausdruck seiner Augen vor sich sehen, dieses langsame Erkalten, dieses innerliche Zurücktretten, vor dem sich sogar seine engsten Mitarbeiter fürchteten.

Donatella umklammerte einen der eisernen Gitterstäbe und versuchte ruhig zu atmen. Sie musste hinein in diesen hellen Hof mit all seinen Scheinwerfern. Es gab keinen anderen Weg. Noch einmal schaute sie sich sorgfältig um. Niemand war zu sehen. Sie hatte es geschafft, jeden möglichen Verfolger abzuschütteln und in die Irre zu führen. Immer-

hin das. Entschlossen ging sie auf die wachhabenden Beamten zu.

«Ich muss sprechen mit Commissario!», sagte sie und war erstaunt, wie fest ihre Stimme klang. «I have to talk to an inspector, please!»

Zwei, drei Sekunden lang war sich Laura Gottberg nicht sicher, ob dies wirklich ihre eigene Küche sein konnte, ob es tatsächlich die vertrauten blauen Schränke waren, die sie selbst lackiert hatte, ob sie gerade ein duftendes Hühnchen aus dem Bratrohr genommen hatte, das in einer Soße aus Tomaten, schwarzen Oliven und Sardellen schwamm. Sie verharrte einfach, erstarrte in der Mitte dieser möglicherweise fremden Küche, hielt die Kasserolle mit dem Braten vor sich und versuchte zu begreifen, was ihr Sohn Luca gerade gesagt hatte.

Nur zwei, drei Sekunden lang, als hätte jemand ihren Lebensfilm angehalten. Dann stellte sie die Kasserolle auf dem Herd ab und drehte sich langsam zu Luca um.

Sie sah nur seinen Rücken. Mit einer Schulter lehnte er an der Balkontür, hatte beide Hände in den Hosentaschen vergraben und starrte in die Dunkelheit hinaus. Er war sehr groß und wirkte trotz des weiten Pullovers überschlang und schlaksig. Jetzt stieß er mit seinem rechten Turnschuh an die Balkontür und presste seine Stirn an die Scheibe.

«Es hat doch gar nichts mit dir zu tun!» Seine Stimme klang belegt, und er räusperte sich lange.

Laura nahm jetzt ihre Knie wahr, spürte eine ungewöhnliche Schwäche in ihren Beinen, die Füße waren irgendwie nicht da, wo sie hingehörten.

«Nein», murmelte sie und stützte sich mit beiden Händen auf der Anrichte ab.

«Es hat wirklich nichts mit dir zu tun, Mama!» Jetzt war seine Stimme lauter, als müsse er sich selbst davon überzeugen. Noch immer redete er mit der Balkontür, der Dunkelheit draußen und vielleicht mit ihrem Spiegelbild in der großen Glasscheibe. Er hatte sie die ganze Zeit beobachtet, obwohl er ihr den Rücken zuwandte. Auch das wurde Laura erst in diesem Augenblick bewusst.

Dabei hatte sich bis vor wenigen Minuten das Leben ganz wohlig angefühlt. Ein freier Tag lag hinter ihr, sie hatte mit Lust das Abendessen zubereitet und sich auf das gemeinsame Mahl mit Luca und Sofia gefreut. Später wollte sie ins Präsidium fahren und Papierkram aufarbeiten, Bereitschaftsdienst hatte sie ohnehin.

Was hatte Luca gesagt? Ohne Vorwarnung!

«Ich möchte eine Weile bei Papa wohnen. Natürlich werde ich öfter bei euch vorbeikommen.»

Laura hatte es die Sprache verschlagen und für kurze Zeit eine Art Realitätsverlust ausgelöst. Jetzt war sie wieder da, trotz der weichen Knie. Aber sie wusste nicht, was sie sagen sollte, hatte nur wirre Gedanken, die zwischen Vernunft, Protest, Verzweiflung und Verständnis umherrasteten.

Luca war immerhin siebzehn, längst konnte er seinen Aufenthaltsort selbst wählen, konnte entscheiden, ob er bei Vater oder Mutter leben wollte. Sie kannte das Gesetz. Schon seit einiger Zeit war er auf dem Weg. Wohin? Vor allem zu seiner Freundin. Aber das war nur Spiel gewesen. Innerlich war er schon länger unterwegs, raus ins eigene Leben. Gut so ... hatte sie bisher gedacht.

Aber plötzlich ging es zu schnell. Er war noch nicht einmal mit der Schule fertig. Sie selbst hatte nie daran gezweifelt, dass er wenigstens bis zum Abitur bei ihr und Sofia bleiben würde. Trotz all der Anzeichen von Selbständigkeit.

Noch knapp zwei Jahre, hatte sie gedacht. Und sie hatte sich vorgenommen, diese zwei Jahre besonders intensiv zu erleben.

Ronald, ihr Exmann, hatte nie auch nur angedeutet, dass er die Kinder auf Dauer übernehmen wollte. Selbst Luca hatte immer wieder gesagt, sein Vater sei zwar nett, aber ziemlich unzuverlässig. Wie kam er plötzlich auf die absurde Idee, zu ihm zu ziehen?

«Warum sagst du denn nichts?» Lucas Stimme klang jetzt ärgerlich und ein bisschen verzweifelt.

«Weil ... weil ich überrascht bin. Das bedeutet eine große Veränderung, Luca.»

«Ich hab doch gesagt, dass ich trotzdem oft herkomme!»

«Ist schon okay. Aber könntest du mir ein bisschen Zeit geben, das zu verdauen?»

«Findest du es nicht normal, dass ich auch mal mit meinem Vater leben will? Es ist doch normal! Er ist genauso wichtig für mich wie du!»

Laura beobachtete, wie sich die knusprige braune Haut des Hähnchens zusammenzog und faltig wurde. «Wir sollten essen», murmelte sie.

«Ach, verdammt! Ich hab es gewusst! Deshalb hab ich bisher nichts gesagt! Ich wusste, dass du es nicht aushältst!» Luca stieß sich von der Balkontür ab und stand mit geballten Fäusten vor Laura, Tränen in den Augen. Oder irrte sie sich? Langsam löste sie ihren Blick vom Huhn und stellte sich ihrem Sohn.

«Ich halte es aus, Luca. Es tut weh, aber ich halte es aus. Wann willst du umziehen?»

«Tu doch nicht so heldenhaft! Mir fällt's ja auch schwer. Aber es ist wichtig für mich!» Jetzt klang er trotzig.

«Ich fühl mich überhaupt nicht heldenhaft, Luca. Eher

so, als würde die Zeit mich überholen und als hätte ich etwas Wichtiges übersehen. Komisches Gefühl.» Laura versuchte ein Lächeln, ließ es aber sofort, denn sie brachte nur eine Grimasse zustande.

«Ach, Mama ...» Er streckte die Arme nach ihr aus. Laura wich ihm aus.

«Mach das jetzt nicht, Luca! Ich will nicht die Fassung verlieren!»

Als sie Sofias Schritte auf dem Flur hörten, wandten sie sich gleichzeitig von der Küchentür ab und senkten die Köpfe.

«Hab ich Hunger! Es riecht so gut. He, Luca, warum hast du den Tisch noch nicht gedeckt?» Sofia öffnete den blaualkierten Küchenschrank, nahm drei Teller heraus und knallte sie auf den Tisch. Dann hielt sie inne und atmete so hörbar ein, als prüfe sie die Luft wie ein sicherndes Tier.

«Is' was?»

«Nein, was soll denn sein?» Laura schob die Kasserolle mit dem Huhn wieder ins Bratrohr und schaltete den Grill ein, um die knusprige Haut zu retten.

«Na ja, hier knistert's irgendwie. Habt ihr gestritten?»

Laura schüttelte den Kopf, füllte eine Schüssel mit gedünsteten grünen Bohnen und eine zweite mit Polenta.

«Hier knistert überhaupt nichts!»

«Na, dann!» Mit einer Kopfbewegung warf Sofia ihr langes dunkles Haar zurück und zuckte die Achseln. «Ich hab jedenfalls Hunger und will jetzt essen! Kannst du vielleicht mal helfen, Luca? Zum Essen braucht man Besteck und zum Trinken Gläser!»

Schweigend löste sich Luca von der Balkontür und begann damit, die fehlenden Utensilien auf den Esstisch zu legen. Laura hoffte inständig, dass Sofia ab sofort den Mund

halten würde, denn sie kannte die Fähigkeit ihrer Tochter, den Bruder zur Weißglut zu bringen, wenn sie gerade dazu aufgelegt war. Und Sofia hielt den Mund, als ahnte sie, dass Mutter und Bruder auf Sticheleien im Moment überempfindlich reagieren würden.

Kurz darauf saßen sie am Tisch, Laura zerteilte das Huhn, sie wünschten sich gegenseitig guten Appetit und begannen zu essen. Schweigend.

Irgendwann meinte Sofia, dass es ihr wunderbar schmecke, dass ihr aber bald die Bissen im Hals stecken bleiben würden, wenn sie nicht endlich damit herausrückten, was los sei.

«Luca möchte zu Ronald ziehen», sagte Laura leise und sah ihre Tochter an.

«Was?»

«Er hat es mir vor fünf Minuten gesagt.»

«Wieso denn das?»

«Weil ich einfach mal bei meinem Vater wohnen will! Ist denn das so unbegreiflich?»

«Aber wir wohnen doch immer mal wieder bei ihm. Mama ist ja in letzter Zeit ziemlich oft unterwegs!» Sofia ließ Messer und Gabel auf den Teller sinken.

«Genau deshalb! Immer mal wieder! Ich will nicht *immer mal wieder* bei Papa wohnen, sondern richtig, verstehst du? Ich will mehr von seiner Arbeit wissen und was er sonst so macht.»

«Hast du's ihm schon gesagt?» Sofia starrte ihren Bruder noch immer ungläubig an.

«Ja, ich hab's ihm schon gesagt, und er hat nichts dagegen!»

«Klingt nicht besonders begeistert ...»

«Ach, hör doch auf, Sofi!»

«Ich hör ja schon auf.» Sofia senkte den Kopf und betrachtete nachdenklich das halb verzehrte Hühnerbein auf ihrem Teller. «Fehlt nur noch, dass jetzt das Telefon klingelt und Mama zu irgend'ner Leiche muss», murmelte sie, nahm das Hühnerbein in die Hand und biss ab. Hastig leerte sie ihren Teller und verschluckte sich dabei heftig.

«Wir werden das gemeinsam besprechen und eine Lösung finden», sagte Laura. «Es hat bisher immer eine friedliche Lösung gegeben und diesmal auch.»

Sofia sprang auf.

«Friedliche Lösung, dass ich nicht lache! Wisst ihr, was das bedeutet? Dass unsere Familie nochmal auseinanderkracht! Erst geht Papa, dann geht Luca! Wie bei den zehn kleinen Negerlein. Wenn du gehst, Luca, dann geh ich mit!» Sofia warf einen erschrockenen Blick auf ihre Mutter, rannte aus der Küche und knallte die Tür hinter sich zu.

Laura und Luca saßen wortlos und starrten auf ihre Teller.

«Willst du ihr nicht nachgehen?», fragte Luca nach einer Weile.

Laura schüttelte den Kopf. «Jetzt gerade ist mir nicht danach. Ich möchte lieber wissen, was du zu ihren Ideen sagst.»

«Ich will nicht, dass sie mitkommt, Mama! Ich würde gern mit meinem Vater allein sein. Wenn Sofia da ist, dann ... es ist einfach anders, verstehst du? Sie ist ein Mädchen, und sie ist viel jünger!»

«Brauchst du ein Männerding?»

«Wie meinst du'n das?» Er warf ihr einen unsicheren Blick zu.

«So wie ich's gesagt habe: ein Männerding! Das ist nichts Verwerfliches. Wenn du meinst, du brauchst es, dann mach

es. Das mit Sofia werd ich schon schaukeln. Wir machen eben unser Frauending.»

«Bist du sicher, Mama?»

«Ziemlich.»

«Und du bist nicht sauer?»

«Weshalb sollte ich sauer sein? Es ist das falsche Wort, Luca. Ich bin erschrocken, verwirrt, auch traurig. Du bist verdammt schnell groß geworden. Hast du das eigentlich selbst mitbekommen? Oder hast du's auch erst jetzt gemerkt?»

«Ach, Mama ... hör auf! Mach's mir doch nicht so schwer!»

«Mach ich doch gar nicht! Außerdem gehört das auch dazu, dass es dir schwerfällt. Meinst du, ich hatte keine Schuldgefühle, als ich von zu Hause ausgezogen bin? Du hättest mal deinen Großvater Emilio hören sollen, als ich ihm meinen Entschluss mitgeteilt habe.»

«Ich kann ja wiederkommen.»

«Jetzt geh erst mal.»

Luca lächelte ein bisschen schief und aß weiter. Doch er sah nicht so aus, als schmecke er, was er in den Mund schob. Laura zwang sich ebenfalls dazu, ein paar Bissen zu essen. Sofia hat recht, dachte sie. Unsere Familie zerbröckelt, und ich kann nichts dagegen tun.

«Ich räum die Küche auf, Mama. Dann kannst du ja vielleicht mit Sofia reden.» Luca schob den Teller von sich.

«Ich dachte eigentlich, dass du mit ihr reden solltest. Ich will ja nicht ausziehen.»

Luca stand auf und warf die Hühnerknochen in den Mülleimer. «Ich glaub nicht, dass sie jetzt mit mir reden wird. Und ich weiß im Augenblick auch gar nicht, was ich ihr sagen soll. Ich fühl mich ein bisschen ... irgendwie komisch ...»

«... wie ein Verräter?»

«Ach, Mama!» Er schlug mit der Faust auf die Anrichte.

«Ist ja schon gut. War nur so eine Vermutung. Ich jedenfalls finde nicht, dass du ein Verräter bist. Wenn du deinen Vater brauchst, dann ist das eben so.»

«Warum sagst du dann so was?»

«Weil Sofia es wahrscheinlich so empfindet.»

«Aber es hat doch mit ihr nichts zu tun!»

«Bist du sicher?»

«Klar, ich mag Sofi!»

«Ich zweifle nicht daran. Aber wenn sie ein Bruder wäre, würdest du vielleicht nicht ausziehen. Zwei Frauen, ein Mann. Nicht einfach, was? Und deshalb bin ich auch nicht sauer! Alles klar?»

«Ja, nein, vielleicht. Ich hab keine Lust mehr, darüber zu reden!»

«Okay, ich muss sowieso bald zur Arbeit. Danke, dass du die Küche aufräumst.»

Luca füllte die Töpfe mit Wasser, räumte Teller und Besteck in die Spülmaschine.

«Es hat übrigens sehr gut geschmeckt», sagte er nach einer Weile.

«Danke.»

«Tut mir leid, dass ich das Abendessen versaut habe.»

«Jetzt fängst *du* wieder an. Vergiss es! Ich bin froh, dass du es gesagt hast.»

«Willst du nicht doch mit Sofi reden, Mama?»

Laura schüttelte den Kopf.

«Ich werde jetzt ins Dezernat fahren, und ich nehme an, dass Sofia durchaus mit dir reden wird, wenn ich weg bin.» Damit verließ Laura die Küche, blieb kurz vor der verschlossenen Tür zum Zimmer ihrer Tochter stehen und malte ein

Herz in die Luft. Dann verbrachte sie fünf Minuten im Bad und betrachtete sich nachdenklich im Spiegel.

«Du hast es gewusst!», murmelte sie. «Du hast es sogar geübt: das Loslassen. Aber es hat fast nichts geholfen, was? Jetzt, wo es passiert!»

Sie schnitt sich selbst eine Grimasse, frischte dann ihr Make-up auf, kämmte ihr Haar und freute sich fast auf den Nachtdienst.